

Das Verbrechen im Omnibus.

Roman von Fortune de Boisgobey.

Kurzerzähltes Uebersetzung von Wilhelm Thal.

(11. Fortsetzung.)

„Herr Francois Boyer hat sein ganzes Vermögen seinen beiden Töchtern hinterlassen, die aber nicht seinen Namen tragen, sondern den ihrer Mutter: Bianta und Pia Utrodi.“
„Wie?“ rief Freneuse. „Pia ist die Tochter des Herrn Boyer, also die Nichte des Herrn Paulet?“
„Gefällig nicht,“ erwiderte Herr Dragoon, „denn ihr Vater hat sie nicht anerkannt. Hätte er das gethan, dann hätte er ihr nicht sein ganzes Vermögen hinterlassen können, da dies nach dem französischen Gesetz verboten ist.“
„Und die Erbschaft ist groß?“
„Ueber 500,000 Francs.“
„Eine halbe Million, die Pia in dem Schooß fällt, ah, das ist stark!“ rief Binos.

„Mein Herr,“ erklärte Freneuse tief bewegt, „ich höre mit Vergnügen, daß dieses Kind ein großes Vermögen sein werden wird, denn es ist des Glückes durchaus würdig... und das ist ihr um so mehr zu wünschen, als sie vor Kurzem ein schreckliches Unglück betroffen hat; ihre Schwester ist plötzlich gestorben.“

„Bianta Utrodi, die Nichte von Pia; das Testament des Herrn Boyer setzte die beiden Töchter der Mariolomäa Utrodi, wohnhaft zu Subiaco, in den römischen Staaten, zu gleichen Theilen als Erbin ein, und infolge des Hinscheidens der älteren Schwester fällt die gesammte Erbschaft der jüngeren zu.“

„Pia hat davon keine Ahnung.“
„Sie würde auch das Glück, das ihr bestimmt ist, nie erfahren haben, denn Niemand kannte sie. Herr Boyer hat sich nie um seine Tochter gekümmert, und als er sich ihrer im letzten Augenblick seines Lebens erinnerte, konnte er nicht einmal sagen, wo sie sich aufhielt. Durch einen reinen Zufall habe ich gestern über die überlebende Tochter Nachricht erhalten, und auch diese waren sehr unvollständig. Sie erinnern sich wohl, mein Herr, daß ich in ihrem Atelier erschien, um mit Herrn Paulet zu sprechen, der sich dort befand.“

„Ganz recht und Sie hätten dort auch beinahe Pia getroffen, die gerade ihrer Schwester Tod erfahren hatte.“
„Ich weiß, ich kam gerade an, als sie das Haus verließ; Herr Paulet hat es mir gesagt.“

„Das ist ja sehr großmüthig von seiner Seite; denn ohne ihn hätte man vielleicht nie die Beziehungen Pia's zu dem Erblasser entdeckt.“

„Wahrscheinlich nie, mein Herr; doch man mußte auch die Person der Erbin finden, und daß mir dies gelungen ist, verdanke ich nicht Herrn Paulet.“

„Er hat sich also geweigert, Ihnen Pia's Adresse zu verschaffen?“

„Auf das hartnäckigste; er hat mir erklärt, er wolle nichts mehr von der Erbin hören. Kränken Paulet, die während unserer Unterhaltung dort war, hat den Entschluß ihres Vaters durchaus begünstigt und mich erludt, mich nicht mehr in diese Angelegenheit zu mischen.“

„Zum Glück, mein Herr, haben Sie diesen Rath nicht befolgt,“ sagte Freneuse erregt.

„Nein,“ erwiderte der Notar. „Ich habe meine Abreise verzögert und mich gestern auf der Polizeipräfektur erkundigt.“

„Sie waren auf der Polizeipräfektur?“ rief Binos, „aber da wird man Ihnen nicht die Adresse haben. Binos Schwester ist auf ganz merkwürdige Weise gestorben und sie haben nichts gemerkt.“

„Verzeihung, mein Herr,“ unterbrach der Notar, „gerade der Tod dieser Schwester hat mich auf die Fährte gebracht. Man sagte mir, die kürzlich verstorbene Bianta Utrodi habe in Montmartre in einem Hotel garni gewohnt. Ich habe mich heute Morgen dorthin begeben, und die Wirthin dieses Hauses hat mir mittheilend, Pia wohne in der Rue St. Bernard.“

„Mein Herr,“ sagte Freneuse, „ich danke Ihnen für Ihre freundliche Intervention; sie kommt um so gelegener, als ich Gründe habe, mich über die Abwesenheit dieses jungen Mädchens zu beunruhigen. Ich wollte hier ein Gemälde vollenden, bei dem mir Pia als Modell diente. Sie hatte mir versprochen, mich zu erwarten, und der Wirth erzählt uns, sie wäre ganz unverhofft mit einer elegant gekleideten Frau fortgegangen, ohne zu sagen, wann sie nach Hause käme; das ist sehr seltsam, und ich fürchte fast, daß man sie entführt hat.“

„Wenn Sie vermuthen, daß man es auf ihr Leben abgesehen hat, so möchte ich Ihnen bemerken, daß ihr Tod Herr Paulet keinen Vortheil brächte.“

„Ich habe Herrn Paulet auch gar nicht im Sinne; doch es sind Affairisten vorgegangen, die Sie nicht kennen, und die wohl mit dieser Erbschaft zusammenhängen könnten; man hat Ihnen wohl nicht gesagt, wie Bianta Utrodi gestorben ist.“

„Wenn ich nicht irre, ganz plötzlich, und zwar einen Tag, bevor Herr Francois Boyer in Amelie-les-Bains verschieden ist.“

„Bianta ist ermordet worden,“ rief

Binos, „und die sie getödtet haben, werden auch Pia tödten, das ist klar, wie der Tag.“

„Ermordet?“ rief der Notar betroffen, „aber das ist ja nicht möglich. Die Polizei hat eine Untersuchung eingeleitet und man hat festgestellt, daß dieses junge Mädchen plötzlich am Herzschlag verstorben ist.“

„Na, da kommen Sie mit nur mit der Polizei, die versteht nichts davon!“
„Genug, laß mich sprechen,“ sagte Freneuse ungeduldig, und fuhr, sich zu Herrn Dragoon wendend, fort:

„Es hat sich Folgendes ereignet, mein Herr: Bianta Utrodi ist eines Abends in einem Omnibus ganz plötzlich verstorben. Man hat erst bemerkt, daß sie todt war, als der Wagen vor dem Depot hielt, und ich habe im Omnibus eine lange Nadel gefunden, die eine neben Bianta liegende Frau verloren oder weggeworfen, nachdem sie sich derselben bedient hatte. Am nächsten Tage entdeckte ich durch einen Zufall, daß diese Nadel vergiftet war, denn eine Kabe, die sich daran gerührt, fiel wie vom Schlage getroffen nieder.“

„Aber mein Herr, wenn Sie sich nicht täuschen,“ rief der Notar, „so ist es Ihre Pflicht, alle diese Fakta dem Gericht mitzutheilen. Ich wundere mich, daß Sie es bis jetzt nicht gethan haben.“

„Ich habe unrecht daran gethan, das sehe ich jetzt,“ sagte Freneuse, „doch ich glaube nicht an ein Verbrechen. Die Ermordung eines armen, unbekanntem jungen Mädchens erschien mir unbedeutend. Die Nachricht, die Sie mir mittheilten, klärt diese düstere Geschichte auf, denn augenscheinlich stellt man den Erben des Herrn Francois Boyer nach.“

„Ich hatte es errathen,“ rief Binos, „und deshalb auch die mörderische Nadel konfisziert.“

„Was hast du damit gemacht?“ fragte ihn Freneuse plötzlich.

„Ich habe diese Nadel einem Manne übergeben, der sich anheftig gemacht hat, die Nadel von einem ersten Chemiker untersuchen zu lassen, um das Gift festzustellen, mit dem die Spitze getränkt war. Das hat mein Freund Vieudouche übernommen, und das ist ebenjaqu, als wenn wir sie schon hätten; er hat nämlich nur eine halbe Stunde gebraucht, um das Haus zu entdecken, in dem Bianta wohnte.“

„Und du bist nicht zu ihm gegangen, um ihn zu fragen, wie weit er mit der Sache wäre?“

„Nein, und zwar aus einem sehr guten Grunde: er hat versessen, mir seine Adresse anzugeben.“

„Wie, du hast die Nadel einem Menschen anvertraut, dessen Wohnung du nicht einmal kennst?“

„Oh, ich kenne sein Cafe. Er ist gestern nicht hingekommen, doch er wird schon kommen. Er verkehrt im „Großen Bod“.“

„Und auf diesen Menschen rechnest du, um die Verbrecher zu entdecken? Sprechen wir nicht mehr davon und verhalte dich ruhig, ich werde sie aufsuchen... ich habe eines Abends die Frau vom Omnibus im Theater gesehen; sie war mit ihrem Compilgen zusammen, dem Manne, der auf das Dach getiegen war, um ihr den Platz abzutreten... und dieser Mann ist ein Geschäftsmann, dessen Dienste Herr Paulet in Anspruch genommen hat. Ist es Ihnen recht, wenn wir sofort zu Herrn Paulet gehen?“

„Sehr gern, wenn Sie denken, daß er Ihnen ein Auskunft geben kann.“

„Und, was wird aus mir?“ fragte Binos.

„Dir rathe ich, sofort nach dem Cafe zu laufen und zu sehen, ob dein Freund Vieudouche da ist,“ antwortete Freneuse.

Als er die Thür öffnete, sah er sich Lorenzo gegenüber, der eben Stasflet und Gemälde hereintrug.

„Hatte die Frau, welche Pia abholte, nicht ein sehr rothes Gesicht?“ fragte er ihn plötzlich.

„Ja, und dazu tothschwarze Augen und eine große römische Nase,“ ver setzte der Alte.

„Das ist sie,“ murmelte Freneuse; „höre, guter Freund, du wirst die Sachen hier abgeben, das Zimmer verschließen und den Schlüssel abgeben. Wenn Pia zurückkehrt, so wirst du sie verhindern, fortzugehen und mich sofort holen lassen. Erscheint dagegen die Frau, die sie entführt hat, so schickst du nach dem Polizeikommissar; hast du mich verstanden?“

„Ja, Signor,“ ver setzte Lorenzo.

X.

Binos hatte den Rath befolgt, den ihm sein Freund gegeben, er war nämlich nach der Schenke zum „Großen Bod“ gegangen, fand aber hier nur den Wirth, der mechanisch hinter seinem Schenktisch saß.

Der Vater Poireau, der, wie gewöhnlich, halb betrunken war, erzählte dem erstaunten Maler, daß sich seine Kundschaft seit einigen Tagen vollständig verflüchtigt habe. Man erzählte sich nämlich, ein Agent der Sicherheitspolizei verkehre in der Aneipe, und die Herren, welche die Polizei nicht liebten, hatten ein anderes Lokal aufgesucht.

„Denken Sie sich,“ rief der Wirth wüthend, „man hat Sie ebenfalls angeklagt. Ah, wenn ich den Gallunten

nur kennen möchte, der diese Geschichten erfunden hat, um mir zu schaden, mit Vergnügen würde ich ihn todtschlagen.“

Da Binos aus dem Wirth der Schenke nichts herausbringen konnte, so ging er fort, nachdem er ihn gebeten hatte, er möchte Vieudouche fragen, sein Freund Binos würde ihn alle Morgen in der Rue Murat, im fünften Stock, erwarten. Er ging ganz nachdenklich den Boulevard Rochechouart hinunter, als er auf einer Bank den ehemaligen Drogisten Vigache sitzen sah, der sich mit zwei ziemlich verdächtig aussehenden Individuen unterhielt.

„Mit wem, zum Henker, spricht er denn da?“ fragte sich Binos und betrachtete die beiden Männer, die recht schlecht gekleidet waren.

Binos trat näher. Doch bald bemerkte er, daß die beiden Individuen seine Bewegungen beobachteten. Sie machten jedenfalls Vigache darauf aufmerksam, denn der Greis wandte den Kopf und erkannte sofort Binos, der ihn mit einem liebenswürdigem Lächeln begrüßte. Sofort verneigten sich die beiden Individuen und wandten sich mit langsamen Schritten der Place Pigalle zu.

„Guten Tag, Herr Binos,“ sagte der ehemalige Drogist, ich freue mich, Sie zu treffen.“

„Ich komme eben aus Vater Poireaus Aneipe,“ fuhr Binos fort, „und fand ihn traurig einer Abmüthung gegenüber, um sich über Ihren Verlust zu trösten.“

„Mein Gott! Poireau ist kein schlechter Mensch, aber es verkehren bei ihm zu unangenehmen Leuten. Ich kam nur, um ihm zu sagen, daß Sie hier sind, und daß Sie ihn besuchen wollen, doch er ist seit einigen Tagen aus dem Restaurant wie verschwunden.“

„Wissen Sie nicht, wo er wohnt?“

„Nein, und Sie?“

„Ich ebenjaqu, und das ist kein Wunder; ich habe stets nur in der Aneipe mit ihm verkehrt, und auch da sprach er nicht viel mit mir... Sie begreifen, daß es nicht gerade amüsant ist, mit einem Tauben zu plaudern.“

„Nun, lassen wir das,“ rief der Maler, „kommen wir lieber auf Vieudouche zurück; Sie wissen seine Adresse nicht, aber Sie haben ihn vielleicht getroffen?“

„Leider nein. Ich glaube, er wohnt gar nicht hier in dieser Gegend.“

„Ah, das, er ist doch immer im „Großen Bod“, und ich würde viel darum geben, wenn ich wüßte, wo er wohnt.“

„Sie bedürfen also keiner so sehr? Ich glaube zu wissen, was Sie von ihm wollen! Sie wollen, er solle Ihnen die vergoldete Nadel zurückgeben, die Sie ihm neulich bei Vater Poireau geliehen haben.“

„Die Nadel? wie, Sie haben bemerkt?“

„Tausende bemerken alles.“

„Und Sie haben neulich errathen, wovon zwischen Vieudouche und mir die Rede war?“

„Das weiß ich nicht; ich habe mir so eine Idee gemacht, aber ich kann mich ja auch täuschen. Ich habe mir eingebildet, Sie erzählten ihm, man hätte mit der Nadel jemand getödtet oder verunndet, und er ver sprach Ihnen, sie unteruchen zu lassen.“

„Auf Ehrenwort, Vater Vigache, ich fange an, Sie für einen Hyänenmeister zu halten.“

„Sie sind sehr gütig; ich hatte also richtig gerathen: man hat sich der Nadel bedient, um ein Verbrechen zu begangen.“

„Ja, man hat ein junges Mädchen in einem Omnibus ermordet, und seit diesem Tage suchen wir, mein Freund Freneuse und ich, die Schurkin, die den Streich ausgeführt, und den Gallunten, der ihr dabei geholfen hat. Das Schlimmste dabei ist, währenddessen sehen die Verbrecher ihre Mandore fort. Sie haben eben die Schwester des armen, ermordeten Mädchens entführt.“

„Warum? Was haben sie denn gegen diese Kinder?“

„Es ist eine Erbschaftsgeschichte. Ein reicher Herr, der natürliche Vater der beiden Mädchen, hat ihnen sein Vermögen testamentarisch hinterlassen.“

„Dann haben also die Verwandten dieses Herrn die Gallunten bezahlt, um sie von dem Mädchen zu befreien?“

„Das ist möglich, obwohl... der Verstorbenen hat nämlich nur einen Bruder, einen Herrn Paulet, der sehr reich ist und sich auf so etwas auch kaum einlassen hätte.“

„Das kann man nicht wissen; Geld macht so vieles möglich. Sie sagen, er heißt Paulet? An Ihrer Stelle würde ich nach dieser Seite suchen. Sie müssen doch seine Adresse haben?“

„Nein, aber Freneuse hat sie; der kennt ihn ganz genau; Sie erinnern mich da an etwas, das er heute morgen in meinem Weisem gesagt hat. Herr Paulet scheint früher einmal einen Geschäftsmittel mit seinen Aufträgen betraut zu haben, und dieser könnte recht wohl der Komplize der Frau mit der Nadel sein. Freneuse hat diesen Mann am Tage nach dem Verbrechen gesehen, ihn sofort erkannt, aber er weiß nicht seinen Namen.“

„Nun, er brauchte doch nur Herrn Paulet darnach zu fragen?“

„Das will er heute thun; und ich habe ebenfalls die Absicht, meinen Freund aufzusuchen.“

„Wollen wir zusammen hingehen?“

„Wie, Vater Vigache, Sie wollen sich auch an der Sache beteiligen? Das ist ja eine ganz neue Geschichte. Ich begreife ja, daß Ihnen die Sache Spaß macht, aber ich frage mich doch, in

welcher Weise Sie uns dienen können?“

„Sie haben doch eben gesagt, ich wäre zu allem fähig,“ ver setzte Vigache lächelnd; „nun versuchen Sie es, stellen Sie mich auf die Probe.“

„Nun, ich sehe eigentlich nicht ein, warum ich mich Ihrer nicht bedienen sollte. Freneuse wird sich wieder über mich lustig machen, doch das ist mir gleich. Sie werden jedenfalls ebenso pffig sein, wie sein Notar.“

„Ah, ein Notar ist auch dabei?“

„Ja, ein Notar aus der Provinz, der das Testament des Vaters der beiden Mädchen entgegengenommen hat. In diesem Augenblick ist er vielleicht bei Herrn Paulet, um ihn nach der Adresse des Agenten zu fragen.“

„Sehr gut, aber wird Herr Paulet sie ihm aufgeben?“

„Und Sie glauben, wenn er sie ihm verweigert, wird er sie Ihnen geben?“

„Vielleicht.“

„Na, ich bin neugierig, wie Sie sich dabei anstellen werden. Ich weiß nicht recht, wo Herr Paulet wohnt, doch mein Freund Freneuse wird es mir sagen; die Place Pigalle ist nicht weit, gehen wir also hin.“

Vigache hatte sich mit jugendlicher Lebhaftigkeit erhoben, und Binos konnte über die Veränderung, die sich plötzlich mit dem ehemaligen Drogisten vollzogen, vor Staunen nicht zu sich selber kommen.

Vigache, was ist mit Ihnen geschehen?“ rief Binos.

„Sie werden noch ganz andere Dinge sehen,“ sagte der ehemalige Drogist, „aber verlieren wir keine Zeit. Wir werden einen Wagen nehmen müssen, denn...“

„Sieh sie, Ihre Freunde folgen uns,“ bemerkte der Maler und deutete auf die beiden Individuen.

„Kümmern Sie sich nicht um die, mein Lieber. Die armen Leute haben bei mir gearbeitet, und wenn sie mich treffen, so erkundigen sie sich stets nach meiner Gesundheit.“

„Warum liefen sie denn fort, als Sie mich sahen?“

„Weil sie nicht gut gekleidet sind, das macht sie scheu und schüchtern.“

„Im Augenblick, da sie auf der Place Pigalle ankamen, hielt ein Fiaker vor der Thür, und zwei Herren stiegen aus.“

„Ah,“ rief Binos, „da kommt je gerade Freneuse und der Notar.“

„Fragen Sie Ihren Freund, was vorgeht,“ sagte Vigache; „währenddessen werde ich den Notar ansprechen.“

„Nun,“ begann Binos, „hast du die Adresse?“

„Nein,“ ver setzte Freneuse verdrücklich, „Herr Paulet behauptet, sich ihrer nicht mehr zu erinnern. Was hast du denn deinerseits ausgerichtet? nichts, nicht wahr? Dein Freund aus der Aneipe hat sich über dich lustig gemacht.“

„Ich habe ihn nicht gesehen, doch ich habe dafür einen neuen Verdächtigten entdeckt.“

„Diesen kleinen, alten Herrn, der mit Herrn Dragoon spricht?“

(Schluß folgt.)

Trinkerlogik.

„Magenerweiterung hab' ich, hat er sagt, der Doktor!... Satra, d. h. unsern Truppen zu, lag. Um nicht vom Feinde bemerkt und auf dem freien Felde, das keine Dedung bot, beschossen zu werden, machte ich mit meinen Begleitern nach links, also parallel mit der Rundung des Hüfens, einen weiten Bogen um das Bollwerk. Hierbei trafen wir mit drei gleichfalls zur Beobachtung des Gehöfies ausgeschieden Soldaten des 95. Infanterieregiments (Garnison Gotha) zusammen, die ich sofort unter meinen Befehl und mit mir nahm. Bald erreichten wir, weit oberhalb des Gehöfies, die Straße. Dort erhielten wir von einer feindlichen, im Walde verschwindenden Patrouille Feuer, unter dem ein Soldat der 95er todt zusammenbrach. Das war der erste. Gleich darauf kam ein französischer Offizier vom Gehöfie die Straße herabgeprengt, den wir, im Straßengraben verheddelt, vom Pferd herunterstießen. Das Pferd raste weiter. Nun krochen wir bei einer Kälte von 6-8 Grad Reaumur in dem mit Schnee und Eis gefüllten Schaufelgraben auf das Gehöfie zu. Der Abend dümmerte bereits, als wir, lautlos ansiehend vor den dunklen Mauern anlangten. Um hinten von der Straße her einen Einblick in den nach dahin offenen Hof zu gewinnen, entfielen wir dem Graben und blickten um die Ecke in den Hof. Er wimmelte von französischer Infanterie. Aber schon waren wir gesehen. Aus dem Hofe stürzten französische Soldaten in ganzen Haufen auf uns zu, Schüsse trafen, und auch die beiden andern 95er, die 20 Schritte hinter uns zurückgeblieben waren und deshalb von den Franzosen ohne Gefährdung der eigenen Kameraden auf's

Im Feuert-Geschäft.
„Was kostet das Kopfwaschen?“
„25 Cent, mein Herr.“
„Na, wenn ich meinem Neffen mal den Kopf wasche, muß ich meistens eine gehörige Summe d'rauszahlen.“

Ein Schlemmer.
Junge: „Für 10 Cent's Wurst möchte ich, aber recht dicke Pelle d'rum!“
Schlachtermeister: „Warum denn, mein Sohn?“
Junge: „Ja, die Wurst ist nämlich der Vater und die Pelle tragen wir!“

Stille Nacht.
Altemann (der einen Taschendieb beobachtet, wie er seiner Schwiegermutter das Taschentuch stiehlt, diesem zuzustimmen): „In der anderen Tasche ist's Bordmonat!“

So geht's.
„Na, Ihr habt ja wieder einen neuen Verein gegründet? Wer ist denn eigentlich dabei?“
„Nun, da bin ich — erster Vorstand, dann der Geschäftshaber — zweiter Vorstand, der Kratzer erster und der Schmierberg zweiter Schriftführer, der Uebermeister ist Kassirer, der Justiz der Aneipwart, der Drehwurm Vergnügungskommissar, der Schlafer, Huber und der Nachtigall sind Beisitzer, der Schwarz und der Roth Revisoren — jetzt suchen wir noch einen Mann, der ist dann das Mitglied!“

Ein Erlebnis aus den Tagen von Le Mans.

Von G. Störl.

Im letzten Feldzuge gegen Frankreich diente ich als Unteroffizier bei der 2. Kompanie des 94. Infanterie-Regiments, dessen Garnison im Frieden in Weimar war. Nachdem unser Regiment bei Weissenburg die französische Grenze überschritten und sich an den Schlächten bei Würth und Sedan mit starken Verlusten beteiligt hatte, wurde Anfang Oktober die 22. Division, zu der wir gehörten, nebst dem 1. bayerischen Armeekorps unter dem Oberbefehl des Generals v. d. Tann nach der Loire befehligt, um unter Belagerungsstruppen vor Paris den Rücken gegen die heranziehende Loire-Armee zu decken. Lange mühten wir einer großen Uebermacht bei Orleans Stand halten. Da fiel Metz, und die nun verfügbare Armee des Prinzen Friedrich Karl kam uns zu Hilfe. Die französische Armee wurde geschlagen und in der Richtung nach Le Mans zurückgeworfen.

Hier vor Le Mans bestand ich ein Abenteuer, dem ich in Anbetracht seiner Gefährlichkeit die Theilnahme an mancher vorausgegangenen Schlacht nicht vergleichen möchte. Es war am 12. Januar 1871 gegen Abend. Wir hatten an diesem Tage die Aufgabe, die von Nogent le Rotrou nach Le Mans führende Straße von Feinden zu säubern und waren hierbei mit unserem Regiment in das 3. Stunde links der Straße gelegene Dorf La Croix gekommen. Das Dorf war vom Feinde nicht besetzt. Wir erhielten aber aus den Fenstern eines mächtigen, fortähnlichen Gebäudes, das etwa 1500 Schritte vom Dorfe aufwärts unmittelbar an der bezeichneten Straße lag, lebhaftes Gewehrfeuer. Unser 1. Bataillon, das die Avantgarde bildete, nahm hinter einer Mauer des Dorfes gedeckte Stellung, stellte zur Beobachtung des Feindes einige Posten aus und erwartete vom Regiment weitere Befehle. Inzwischen benutzte ich einen Augenblick, in dem das feindliche Feuer schwierte, um als Fourier der 2. Kompanie mit einigen Leuten in die nächsten Häuser des Dorfes nach Lebensmitteln zu gehen, an denen wir in der ausgelegenen Gegend großen Mangel litten. Kaum waren wir im Dorfe, so hörten wir vom Gehöfie der Wiederrum Schüsse. Ich eilte zum Bataillon zurück und fand alle Mannschaften schon unter Gewehr getreten. Vor der Front hielt unser Regimentskommandeur Major v. Reder. Er hatte eben in meiner Abwesenheit zu einer wie er bemerkte, mit Lebensgefahr verbundenen — Streifpatrouille freiwillig aufgefordert. Ich, hiervon zunächst ohne Kenntniß, trat auf den Major zu, um mich zurück zu melden. Der Major, der vor dem Tode des früheren Regimentskommandeurs v. Bessel mein Bataillon befehligt hatte und mich persönlich kannte, deutete mein Herantreten mit einigen Lobesworten ohne Weiteres im Sinne einer Meldung als freiwilliger und befehligte mich, ohne daß ich das Mißverständnis hätte aufklären können, mit noch zwei Mann aus der Kompanie auszusuchen. Dann gab er mir, mich bei Seite nehmend, folgende Instruktion: „Sie sehen dort uns an der Straße das Gehöfie. Es ist vom Feinde besetzt. Ehe wir es aber angreifen, ist es von Wichtigkeit, zu erfahren, wie stark der Feind darin ist. Weilen Sie sich und bringen Sie recht bald Meldung!“

Ich wählte mir nun aus der Kompanie zwei beherzte Soldaten, Hesse und Schöböldig, und ging an's Werk. Das Gehöfie war sehr groß und in der Weise hüfensförmig links an die Straße angebau, daß die Deffnung des Hüfens nach der Straße, dessen dorbere Spitze aber nach La Croix, d. h. unserer Truppen zu, lag. Um nicht vom Feinde bemerkt und auf dem freien Felde, das keine Dedung bot, beschossen zu werden, machte ich mit meinen Begleitern nach links, also parallel mit der Rundung des Hüfens, einen weiten Bogen um das Bollwerk. Hierbei trafen wir mit drei gleichfalls zur Beobachtung des Gehöfies ausgeschieden Soldaten des 95. Infanterieregiments (Garnison Gotha) zusammen, die ich sofort unter meinen Befehl und mit mir nahm. Bald erreichten wir, weit oberhalb des Gehöfies, die Straße. Dort erhielten wir von einer feindlichen, im Walde verschwindenden Patrouille Feuer, unter dem ein Soldat der 95er todt zusammenbrach. Das war der erste. Gleich darauf kam ein französischer Offizier vom Gehöfie die Straße herabgeprengt, den wir, im Straßengraben verheddelt, vom Pferd herunterstießen. Das Pferd raste weiter. Nun krochen wir bei einer Kälte von 6-8 Grad Reaumur in dem mit Schnee und Eis gefüllten Schaufelgraben auf das Gehöfie zu. Der Abend dümmerte bereits, als wir, lautlos ansiehend vor den dunklen Mauern anlangten. Um hinten von der Straße her einen Einblick in den nach dahin offenen Hof zu gewinnen, entfielen wir dem Graben und blickten um die Ecke in den Hof. Er wimmelte von französischer Infanterie. Aber schon waren wir gesehen. Aus dem Hofe stürzten französische Soldaten in ganzen Haufen auf uns zu, Schüsse trafen, und auch die beiden andern 95er, die 20 Schritte hinter uns zurückgeblieben waren und deshalb von den Franzosen ohne Gefährdung der eigenen Kameraden auf's

Korn genommen werden konnten, fallen todt nieder. Wir drei Vordersten vom 94. Regiment aber sind im Nu so umringt, daß — vorläufig wenigstens — auf uns nicht geschossen werden konnte. Rückzug war unmöglich; auf dem freien Felde wären wir niedergeschossen worden. Ich rufe Hesse und Schöböldig zu, mir zu folgen und springe von der Chauffee über den Graben auf eine offenstehende Stallthüre zu, welche unmittelbar von der Straßenseite aus in die rechte Seite des hüfensförmigen Gehöfies hinein führte. Ein französischer Offizier, meine Absicht bemerkend, führt einen Säbelhieb nach mir, der Mantel, Feldflasche und Brodbeutel beschädigt, mich aber nicht verletzt. Ein zweiter Hieb desselben Offiziers aber streckt Schöböldig nieder, unmittelbar vor der Stallthüre, die ich mit Hesse glücklich erreichte. Wir werfen sie zu, schieben einen großen Holzriegel vor und sehen uns in einem langen, aus vier Abtheilungen bestehenden Schaffstalle. Schon fallen von außen Schläge gegen die Thüre. Unser Leben hängt an einem seidenen Faden. Wir rennen durch die Abtheilungen des Schaffstalles, um möglichst in der Vorderfront des Hüfens, d. h. in den unseren Truppen zugewandten Gehöfistheil, zu kommen und da einen Ausgange zu suchen. Wie wir in die letzte Stallabtheilung kommen, sehen wir den französischen Oberst an einer Stallthüre stehen, durch welche er beim Schneeleuchten nach La Croix hinaus späht. Er hört uns und dreht sich um. Was mag er wohl beim Anblicke zweier deutschen Soldaten in diesem von seinen eigenen Leuten besetzten Gemäuer gedacht haben? Aber zum Denken hatte er nicht viel Zeit. Ein Blyh und Knall aus seinem auf mich gerichteten Revolver lehrte uns, daß dieser Mann auch zu handeln verstand. Wehe ihm! Er hatte mich gefehlt. Hesse hatte ihn auf den Arm geschlagen, daß die Waffe im Schusse seiner Hand entfallen war. Ich fahre jetzt mein Gewehr fester und renne ihn mit dem Bajonet an. Der erste Stich, auf die Brust gezielt, bringt nicht ein. Ich sollte noch erfahren, warum! — Aber die Lute muß frei werden, und mein Gegner sucht sich des Revolvers wieder zu bemächtigen. Ich führe mit aller Kraft einen zweiten Bajonetstich, der ihm durch den Mund und Kopf dringt und ihn zu Boden wirft. Jetzt giebt es kein Besinnen. Wir klettern durch die Lute auf's freie Feld und eilen, so schnell es der fuhhohe Schnee irgend gestattete, über die weiße Fläche weiter. Kaum waren wir so 100 Schritte von den Gehöfismauern fortgetommen, gekommen, als von hinten her die Franzosen, die mittlerweile in die Gebäude nachgedrungen waren, aus den Luten ein heftiges Feuer auf uns eröffneten. Hesse fiel getroffen neben mir nieder und blieb liegen. Von sechs Soldaten der Patrouille allein übrig, ließ ich nun mit Aufwand meiner letzten Kräfte und von Augen unempfindlich vorwärts, bis ich halb ohnmächtig hinter einer Hecke in den Schnee fiel. Hier spürte ich, daß auch ich einen Schuß hatte, zum Glück einen leichten Streifschuß in den Unterschenkel.

Das Schießen hatte inzwischen aufgehört. Die Nacht war hereingebrochen, als ich mein Regiment erreichte. Nach meiner Meldung wurde sofort auf Angriff geschritten. Wir nahmen die gesamte Besatzung gefangen. — Diefelbe wurde auch noch selbigen Abend nach Bonneville abgeführt. — Hesse und Schöböldig wurden noch lebend, aber schwer verunndet von uns nahe dem Hofe wieder gefunden und nach Orleans in's Lazareth gebracht. Unsern Tages Licht sah ich den Stall wieder auf. Der Oberst lag auf derselben Stelle, wo ihn mein Bajonet getroffen hatte, als Leiche. Als ich ihm den Uniformrock öffnete, fand ich an der Treffstelle des ersten Bajonetstoches ein starkes Söhlleder untergenäht. Die drei Soldaten des 95. Regiments sind auf der Stelle geblieben. Hesse und Schöböldig wurden wieder hergestellt. Ersterer, des Erzählten halber mit dem Eisernen Kreuz 1. Klasse dekoriert, stand als großherzoglicher Leibjäger in Eisenach. Schöböldig erhielt die großherzoglich sächsische Verdienstmédaille mit Schwertern und lebt als Schufmannmeister in Leipzig-Reudnitz. Schreiber dieser Zeilen, Schutzmann in Leipzig, schon nach Würth und Sedan mit dem Eisernen Kreuz 2. Klasse und der großherzoglich-sächsischen Verdienstmédaille mit Schwertern dekoriert, erhielt anlässlich der Patrouille den kaiserlich-russischen St. Georgs-Orden, deren der Zar einige wenige zur Verfüngung des 94. Regiments überdandt hatte.

Was ein richtiger Radfahrer ist, mißt die Temperatur natürlich nur nach „Fahrenheit“.

Der eine Hut, unter den die Dampferlinien gedruckt worden sind, wird dem Publikum feurer zu sehen kommen, als alle Seemannsmützen zusammengenommen.

Die Häufigkeit der Arbeitsstellungen ist immer ein Beweis dafür, daß es viel Arbeit für die Arbeiter giebt.

Wenn Edison mit seinen Erfindungen für Verbesserung der Automobile fertig ist, sollte er einen Stahlpfänger für Fußgänger erfinden, der es ungefährlich macht, von einem Automobil überfahren zu werden.